

Eva Paula Pick

Die Webende

Oktober 2017

Am Vorabend des Abflugs sitzt Maren L., wie zu sagen wir handhaben werden, im Zuschauerraum der Alten Oper. Sie unterbricht ihr Blättern im Programmheft, als der Veranstalter auf die Bühne kommt. Mit gefalteten Händen spricht er davon, welch ein ungeheures Glück es ist, Keith Jarrett nach zwanzig Jahren wieder für ein Solokonzert gewonnen zu haben. Alsdann knetet er die Hände förmlich ineinander, und spricht, *gebirt*, folgende Sätze: Sie wissen sicherlich, Keith Jarrett ist sensibel und leicht störrisch. Vor ein paar Jahren führte das Klingeln eines Handys dazu, dass er ein Konzert abbrach. Meine Damen und Herrn, ich möchte Sie eindringlich bitten, kontrollieren Sie ihre Mobiltelefone und schalten Sie sie gegebenenfalls aus. Ich bitte Sie auch, Blitzlicht zu vermeiden – und nicht zu husten. Husten Sie, wenn möglich, jetzt. Sollten Sie während des Konzertes einen Hustenreiz spüren, bitte, unterdrücken Sie ihn. Und stellen Sie jetzt sicher, dass Ihr Mobiltelefon wirklich ausgeschaltet ist. Ich danke. Und gebe die Bühne frei für einen außergewöhnlichen Abend.

Als Jarrett kurz darauf ans Klavier tritt, erfolgt zu seiner Begrüßung nur zaghaftes Klatschen. Ahnungslos darin, was der Veranstalter zuvor auf Deutsch gesprochen hat, setzt er sich gleich auf den Klavierstuhl, dreht sich dann allerdings noch kurz zum Publikum um.

Too much words! Now music!

Im nächsten Moment schon führt er den Arm wie einen Tonabnehmer über das Tastenfeld und setzt ihn milde, *das einzig passende Wort*, auf die Platte seines inneren Webens. Er kriecht in die ersten Akkorde, schlämmt sich zunehmend mehr in Motiv- und Klangräume ein, findet die Spur, schwimmt mit dem Strom, lauscht in den Raum der kommenden Töne und schiebt sich in die Fülle ihrer Möglichkeiten. Den Kopf weit nach vorne gestreckt, aber blind im Blick. *Kreisend über den Wassern*.

Seine Hände durchkralen die Flut der Klänge, die Tonfolge arbeitet sich mehrmals hoch, fällt jedes Mal wie ein *milder* Wasserfall herab, *noch immer: milde*. Ab und an stöhnt er, seufzt. In unspektakulären Momenten. Als werde ihm gerade bewusst, ein Spannungsbogen liege hinter ihm. Als sei etwas vollbracht. In Maren's Kopf entstehen für kurze Momente Bilder, sie sinken auch wieder in sich zusammen, verfließen. Dann bleibt ihr Blick an einer Zahl im aufgeschlagenen Programmheft hängen.

Mein Gott, er ist am 8. Mai 45 geboren.

Sie reißt die Schultern so ruckartig hoch, dass ihr Sitznachbar kurz den Kopf zu ihr dreht. *Im Nullpunkt! Zur Stunde null? Um Grauen in Frieden zu wandeln?* Sie kreuzt die Arme. Wie leicht schlüpft kollektives Erleben in ein Individuum, selbst wenn es, in einem amerikanischen Mutterleib, von Krieg noch nichts weiß. *Was für ein Datum, geboren zu werden. Was für ein Tag, um zu sterben.* Zögernd, fast bange, kommen die nächsten Klänge bei ihr an, holen sie ab, sie fühlt sich von ihnen weit nach vorne geschoben, *gedrängt fast und gestoßen*, bis sie vor einem, *seinem*, liegenden Körper steht. Einem stummen und kalten Körper, der zwei, fünf, zehn Tage zuvor gezittert, gebrannt, geschrien hatte. Und gefragt: Wann ist der 8. Mai? *Fragen es Hunderte, fragt*

es nur einer? Sie will das Bild, *schwere Bild*, abschütteln, *schwerer als Schwere von allen Dingen*, öffnet die Augen. Jarretts Anschlag immer noch leise, fragend, erkundend, wie an einem Anfang, als blicke er von einem anderen Ort in das Geschehen, aber *doch heraus aus der Null zur Eins, zur Zwei*, voll zustimmender Suche. Die Hände auf den Tasten wandern mehrfach Stufen hinauf und hinab. Als sehe sich Jarrett überrascht in neuen Räumen um und setze erste Schritte in sie hinein. Einzelne, sich eindruckende Schritte, *sich einfleischende Schritte*, die nach einigen Minuten zu einer kraftvollen Flut von Bewegung werden, die, jetzt schließt sie die Augen doch wieder, in ein Meer von schöpfendem Jubel münden. *Wie schafft er es, ohne Plan, Zeit und Raum, Stille und Ton so zu verflechten?* Maren L. zuckt, ihre Augen unter den Lidern beginnen zu schielen, *Augenschein, Trance*, und jetzt sieht sie uns, Maya, die Webende, Moira, die Fadenrollende, und die zukunftszertrümmernde Atropos. Uns, die Textur, das Licht und die Farben des Regenbogens. Uns, die wir entwerfen, binden, bemessen, zerschneiden. Immer. Auch in dieser Geschichte.

Jarrett tupft einzelne Tasten, Melodiemomente wie kleine Fragezeichen, himmelhaltig, aber nicht süß. Seine Improvisation nähert sich, spürt sie, dem Ende. Dann wirklich: *Das Ende?* Der letzte Melodiebogen bricht in einem Septimakkord ab. Maren L. beugt sich atemlos, *froh, was für ein schräges Glück*, ein wenig vor. Es bleibt dabei: unvollendet. Dann aber, kurz bevor der Bann bricht, schlägt Jarrett doch noch eine Taste an. Die entlässt einen, *passt haargenau*, unauffälligen Ton. Maren L. hält die Augen geschlossen. Um sie herum Klatschen. Frenetisch. Hier und da Husten. Nicht viel. Nicht wie vermutet.

*

Löcher

Juni 2017

Es hört nie auf. Sie wirft den Bleistift beiseite, schiebt den Stuhl nach hinten und geht zum Kühlschrank, *marschiere, schlappe, pilgre*. Ja was jetzt? Den kleinen Topf auf den Herd gestellt, die Gasflamme hochgejagt und das vor Schreck blasenschlagende Gemüse, *erschrocken?! Es krümmt sich vor Schmerz; es bäumt sich auf*, in den Teller gekratzt. Dort zerdrückt sie die Kartoffeln im Spinat und lässt in die schlammige, moorige Landschaft ein paar Fetabrocken fallen. Die Messerklinge kennt die Dichte des Fetas noch nicht, richtiger, sie, Maren L. kennt die Schärfe der Klinge noch nicht, und die ritzt ihr zweimal unsanft die Haut. Aber die Frauen in der Familie haben immer so geschnitten, nicht auf dem Brett, mit dem Messer zum Körper hin, mit dem Messer zum Daumen. Wenn du Glück hast, *und es überlebst*, die feinere Führung.

Was hört nie auf? Erstmal hört das verhexte Projekt nicht auf. Das war wohl der Grund, warum ihr Frank das Zeichen ‚Wahrscheinlich-machen-wirs-dann‘, *dann!*, gab, deshalb so vage, er ahnte, es würde ewig dauern. Auch wenn’s solide ist – weil’s eben solide ist. Es kommt anders daher als afrikaseicht, was jetzt Mode ist. War vor der Mode schon da – und wird nach der Mode vielleicht noch immer nicht blühen, weil: Endlosrecherche, weil: Wortfummelei, hast du endlich die wirklich guten Texte zusammen. So ist’s, ihr Projekt kommt anders daher, nicht afrikaseicht, *afrikaseicht*, rhythmisch mag sie das Wort, aber auch deshalb – *das Stichwort!* – hört es nie auf.

Sie findet, in ihrem Leben hört alles nie auf. Das Übersetzungsprojekt hört nie auf, ihr fehlendes Sitzfleisch hört niemals auf und auch nicht die Angewohnheiten, Fluchten und Schlenker. Kein change it, kein leave it, kein love it; *gib's auf*. Vermutlich erwartet sie schon, alles höre nie auf, will sich drauf vorbereiten, so was, das heißt dann selbsterfüllende Prophezeiung. Aber irgendwie glaubt sie's doch nicht, dafür hat sie den Dunst dieses Satzes, als sie klein-klein und größer-klein war, zu oft erlebt. *Jetzt hör endlich auf; es hört niemals auf; hoffentlich hört er nicht auf; wann hört das nur auf*. Blausäuredunst. Bittermandelgeschmack, zwar für manche nur schwer zu riechen, diffundiert aber trotzdem durch Generationsmembranen hindurch. ‚Das Mit-ihm‘ hörte nicht auf. In ihm hörte es nie auf. Seit dem Loch hörte es nie in ihm auf. Und das Loch war im Krieg. Und auch der Krieg hörte nie auf.

Nochmal zieht sie die Kühlschrankschranktür auf. Knackend beschwert sich der Magnet. *Lass zu, lass bloß die Kälte drin*. Sie starrt auf fünf Joghurtbecher, drei Geschmacksrichtungen, daneben zwei Kuchenstücke, ein Quark. Auch so ein Ergebnis des Lochs, dass sie sich nicht gut entscheiden kann. Erst als die Kälte in ihrem Gesicht schließlich zu brennen beginnt, greift sie sich irgendwas, *ein Dippchen Joghurt*, und schubst mit dem Zeigefinger im Besteckkasten daneben zwischen den Löffeln herum. Sie nimmt auch nicht jeden Löffel. Keinen mit Kanten zum Beispiel, die in die Lippen schneiden. Auch so ein Schlenker, der Schlenker ‚sensibel‘. Viel gehört, viel erlebt. So was gerbt Dich oder zieht dir das Fell ab.

Der Übeltäter also das Loch! In dem der Vater aufhörte, an Flucht zu denken, durchdrehte, zerrüttete, wahnigen Sinnes wurde. *Flieh mal aus Afrika*. Davor, das war noch auf echt französischem Boden, *ab wann ist etwas national echt?*, war der Vater fluchtsüchtig gewesen? Er türmte aus jeder Einzelhaft, bis er in die nächste geriet. Mit dem ‚Es hört nie auf‘ geht es im Grunde um alle Löcher, all seine Gefangenenlöcher im Krieg. Nur das Afrikaloch, das Loch im Wüstenboden, das war der Höhepunkt, das war die Krönung.

Hühnerhaut, Gänsehaut. Ihr zieht sich die Haut zusammen, *doch noch Haut; doch noch Fell für den Skalp*. Ahnung: Diese Anthologie franko-afrikanischer Literatur hat irgendwas mit diesem Loch zu tun. Dem Ultraloch ‚Algerien 1916‘, das sich der Kriegsgefangene Numero 12029 in der Wüste zu graben hatte, wie alle Mitgefangenen um ihn herum. Der Vater nannte es „Grab“. Nicht weil er es gegraben hatte. Grab, weil nur ein Viertel der Kameraden *und auch nur ein Viertel von ihm* aus dem Loch wieder hervorstieg. Hunger, Typhus, Malaria, Ruhr. Ein größengewahnsinniges Viertel, weil man so was nur durch verzerrende Einschätzungen überlebt.

Ihr *Übersetzungsgeknarze* hat, scheint ihr, in dieser Kosmogonie seinen Anfang, in diesem Urknallentwurf auf Familienebene, diesem Schreckweltheim, das sich weiter und weiter ausdehnt. *Sei denn, das Loch ist ein schwarzes, das erst rülpst und dann schlürft*.

Natürlich lag der Vater im Loch und dachte verzweifelt: Es hört nie auf; hoffte zugleich: Es höre nie auf, *das Leben nämlich im Unterschied zu seiner Gefangenschaft*; wünschte: Das Leben, es höre doch auf, weil er Schüttelfieber, Durchfälle und sengende Sonne nicht mehr ertrug. Sich Widersprechendes im Loch so verquickt. Wenn du nicht mehr weißt, was du willst, übernimmt etwas jenseits von dir das Ruder; dann fängt der Wahnsinn an.

Aus seinem „Grab“ kam der Vater alleine nie mehr heraus. Neunzehnsiebzehn vom Roten Kreuz ausgetauscht. Lange bevor er ihr Vater war. Als er dann ihr Vater war, hätte sie ihn öfter gern ausgetauscht, aber der nächste Krieg war schon wieder passé.

Maren L. wirft den leeren Joghurtbecher in die Plastiktüte, die ihr provisorisch als Mülleimer dient und schleckt den Löffel noch einmal ab. Besser sie stellt sich die alte Geschichte nicht länger vor. Hängt ohnehin in deren Rand herum. Und das Loch, das spürt sie, das Loch ist gefräßig.

Sie erhitzt also Wasser im Wasserkocher, gießt es am Spülstein über Teller und Topf. Der Strom nicht, aber das warme Wasser ist abgestellt. Sie weiß es. Hilde hatte sie informiert. Es wird zwingende Gründe geben. Zufrieden, dass sie hier wohnen kann, hat sie nicht näher gefragt. Hildes Elternhaus, fällt ihr ein, ist auch das Elternhaus von Hildes Geschwistern. Und sie wundert sich kurz, dass das Wort Elternhaus bleibt, wenn Eltern tot sind.

Dann schaut sie zu ihrem Haufen an Blättern auf dem Küchentisch, diesem, so findet sie, *kulturellen Kompost*, diesem *Humus an Sprache*. Kann gut sein, dass sie mit diesen Wörtern nur ein mächtiges, gähnendes, afrikanisches Loch auffüllen will. Denn Loch heißt Fluchtreflex oder Verrecken. Erst wenn der Boden eben ist, kann man wohl gehen. Sie ächzt. Nur wer weiß schon, wie trittfest Worte sind.

Die Augen suchen den Haustürschlüssel. Er liegt auf dem Küchentisch zwischen Geldbeutel, Laptop, Handy, Papier. Fehlt nur noch, sie reißt den Kühlschrank ein drittes Mal auf, *kein Essvorrat kann mich retten, aber ein Stückchen, Schnippel, Eckchen Gruyère*.

*

Am See

Juni 2017

Sie hat den Pfad verpasst, der durch die Uferbepflanzung zum Wasser führt, muss zurückgehn. An der Badestelle liegt schon ein Handtuch nebst seinem Nutzer. Für zwei ist der Platz zu klein, oder doch nicht, wenn sie die Bleibe ganz rechts beim Stamm nimmt. Hier, in den Buchtchen am See, ist Abstand nie klar, immer ein Suchen, aber es wundert sie jedes Mal neu.

Vor ihr im Wasser schwappt ein Schmetterling in den Wellen, es ist einer von der orangefarbenen Sorte, die kennt sie nur hier vom See; knallorange, wenn sie trinken und flattern; wollen sie ruhen, falten sie ihre Flügel waagrecht zusammen, *vielleicht wie Fledermäuse, selten gesehen*, und werden, das mag sie, unscheinbar grau.

Sie geht vor, lupft ihn hoch, trägt ihn an Land, aber er krallt an ihrer Haut, lässt sich nicht absetzen. Der Mann vom Handtuch bietet ihr seinen Finger, *wenigstens nur*, der Falter zieht tatsächlich um, fällt dann aber zu Boden und wankt, *so ein Trottel*, wieder zum Wasser. *Walfisch-verkehrt-herum, bleib doch an Land*. Der Fingermann zuckt mit den Schultern, vielleicht wolle das Tier ja nur 'nen Schluck trinken, *Schluck trinken?!?*,

sie starrt ins Wasser, bis sich der Schmetterling gar nicht mehr regt, *weggurgelt, absäuft, verreckt ist*. Manche versucht man vergeblich zu retten.

Sie wirft sich rückwärts ins Wasser, schlägt die Arme über den Kopf, *absurd: Butterflystyle*, viele Meter, viele Male die Ohren deutlich im Wasser, keine Stimmen, kein Wind, für jede Hälfte des Schlags. Weit schwimmt sie hinaus, lässt sich dort treiben, *Toter Mann, Tote Frau*, bis eine Welle in der Ohrmuschel kitzelt. Sie schüttelt sich, *heftiger Reiz*, Signal los zu kraulen, wieder zum Ufer zu schwimmen, aufs Handtuch zu fallen, Hut aufs Gesicht.

Se faire un sang d'encre. Allerdings macht sie sich schreckliche Sorgen, Sorgen, wie es Worten ergeht, *tot?, noch lebendig?*, wenn sie von anderswo kommend durch ihre formenden Finger wandern. Tintenblut. *Herzblut, Königsblut, Blutwurst, Blutsauger, Blutige Mary*. Die Bastelei an den Texten könnte mal ohne Blutmale abgehen. Andererseits. Blutleer ist auch nichts.

Kreuzweg also, freundlicher: Pilgertrip. – *Werden sehn, wer mehr auf dem Jakobsweg ist*, hat sie scherzend zu Miri gesagt, die am französischen Anfang von Compostela sitzt und sie hier in Laach. So ein Pilgerweg fordert wirklich die Sinne, ist Morast, Reichtum und Folter. Was ging im Kopf dieses Kongolesen vor, als er das auf Französisch schrieb, was sie jetzt übersetzt? *Se faire un sang d'encre*.

Die Kirche Otterberg taucht in ihrem Kopf auf. Auch was mit Blut. Dort ist sie dem Kirchendiener begegnet, hat sich beschwert, weil zweimal im Winter vergeblich gekommen, weil die Kirche vor Öffnungsende schon zu. Der Mann hat mit dem Kinn auf eine Stufenkante nahe der Tür gedeutet, elegisch-müde die Arme gehoben, erwidert, – *Spätaussiedlerdialektauderwelsch* –: Was solle mer mache. Do gugge se: Bluuut. Er sang das Wort, fing an sich zu drehen, wie ein Syrtaki-Tänzer, *bräs'ger Vampir*, do hab isch s Bluuut weggewisch und do sin trotzdem noch Flegge. Die Leut komme rin, falle, wenn drin wie drauß dunkel, an Stuuuf. Bresche sich Arm, mache sisich Knie kabudd. Eine Fraa hot gesech, wenn Kirch net uff, wär's net gescheh. Jetzt wenn dunkel werd, zu.

Letzte Meldung von Kenterprise!

Der Satz schiebt sich wie eine Schuppe über ihre Gedanken, *im Grunde schon einige Schuppen*, die erste nur, die sie nicht mehr ausblenden kann, die sie, *volle Breitseite*, hört. Sie linst durch das Flechtwerk des Huts. Vor ihr im Wasser zwei Kinder mit ihrem Vater und Kenterprise, einem schwimmenden Baumstamm. Einmal zu viel begeistert von seiner Erfindung ruft der Vater sein Kenterprise wieder und wieder aus. Aber die Kleinen, nicht in Science-Fiction bewandert, machen aus Kenterprise einen einfachen Gaul. Und weil der Baumstamm zu breit und zu glitschig, wechseln sie über zum Vater. Pferd, lass mich aufsitzen, Pferd, mach schneller, Pferd, halt an, Pferd, hier ist Dein Leckerli, Pferd, gib Gas, Pferd. Sie presst die Lippen zusammen. *Pferd, hau endlich ab, nimm Deine zwei Kreischer mit*.

Morgens sind es die Mütter, die den ängstlichen Kindern über die Schwelle ins Wasser helfen, nachmittags, wenn die Brut unerschrocken geworden, klinken die Väter sich

ein, peitschen die Stimmung an, *überhitzen die Bälger*, und sonnen sich schließlich in deren Fiebern. Prima, die Arbeitsteilung. Kommt ihr bekannt vor.

Zum Essen holt sie den Vater vom Schreibtisch ab. *Zu jeder Mahlzeit. Ist Ritual.*

Das Essen ist fertig, ruf Vati!

Maren, das Kind, *Mareni, Rinus*, windet sich um das Tischbein herum, schlüpft in die Schuhe, springt zum Arbeitszimmer. Der Vater schreibt etwas, korrigiert?, schaut erstmal nicht hoch; sie tritt an den Stuhl, wackelt an seinem Brillenbügel.

Vati, es gibt jetzt Essen!

Halt. Halt. Den Gedanken noch.

Sie wartet. Sie hüpf. Die Sprungfedern des Sessels knarren.

Der Vater drückt sich vom Stuhl hoch.

Jetzt komm ich, Du Racker.

Er kehrt sich mit dem Rücken zum Sessel.

Sie zupft ihm ein Stück Hemd aus der Hose, *forsch*.

Frechdachs!

Es klingt zufrieden. Er stopft sich das Hemd zurück unter den Gürtel und, eins, zwei, drei!

Sie springt auf seinen Rücken. Er packt ihre Knie.

Fest im Sattel?

Jaaaa. Schritt! Parade! Trab! – Brrrr! – Jetzt Galopp! – Und kehrt!

Beide vor und zurück durch den Flur. Ein Hausschuh rutscht ihr vom Fuß.

Halt Dich alleine! Mit Kraft! Schenkeldruck. Sporen. Fester die Schenkel!

Sie gibt dem Pferd einen Klaps.

Brrr!

Es stoppt vor der Küchenbank. Der Vatergaul dreht sich. Mareni springt ab. Springt in den Blick ihrer Mutter.

Auf, setzt Euch!

Ein Lächeln mit Eile vermischt, *nein, mit Neid. Nein, mit Unbehagen*. Ein Lächeln mit prüfenden Augen. Sie kennt diesen Mutterblick in ihr heißes Gesicht. Ist öfter beim Spiel mit dem Vater da. Karussell. Gestern. *Vorgestern auch. Immer*. Der Vater wirbelt sie um seine Achse. An Arm und Bein, an Arm und Bein, auf und ab schlenkert er sie, lässt sie kreisen, *Weißer Blitz*, wild, bis sich in den Gelenkkapseln ein scharfes, *reißendes, fetzendes* Feuer ausbreitet. Dann spürt sie die Augen der Mutter.

Es wird ihr zu viel.

Nein,

lachen sie beide. Mareni wird nichts zu viel. An einem Vaternachmittag ist kein Muttermorgen gewünscht.

[Auszug aus einem Romanmanuskript]